

(Nachdruck verboten.)

11

## Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.  
Von Robert Schweichel.

1.

### Im blauen Engel.

Ein kühler Trunk Biers nach langer Wanderung an heißem Sommertage ist ein köstlich Labial. Die Herren Studiosen ließen es sich daher auch trefflich schmecken und taten manchen tiefen Zug aus den irdenen Krügen, deren Deckelgeklapper Marie wiederholt in den Felsenkeller trieb. Es war aber auch ein gutes Bier, welches der Wirt zum blauen Engel in Rothenburg schenkte, und die Bewohner des nahen Städtchens unternahmen aus diesem Grunde an Sonn- und Festtagen manche Wallfahrt nach dem Rothenburger Felsenkeller. Daß die Wallfahrer zu der wundertätigen Quelle des blauen Engels ein Stück Berg hinansteigen mußten, kam dem Durste zu statten. Denn das Wirtshaus lag an der höchsten Stelle des Dorfes, dessen Häuser, von Gärten umschlossen und halb unter Obstbäumen versteckt, sich zerstreut von der Landstraße im Talgrunde die Höhe hinanhoben. Auf ihrem Scheitel, von welchem das Gelod eines Laubwaldes herabringelte, trug die Höhe das zerbröckelte Diadem eines mittelalterlichen Schlosses. Wer, wie die Musensöhne, von dem Herzen des Gebirges herkam, dem sprudelnden Bergwasser folgend, dessen Blick ward schon von weitem von den Ruinen der Rothenburg angezogen, aus deren Spitzbogenfenstern der blaue Himmel freundlich heraufwinkte. Vor etlichen Jahrhunderten, als die Burg noch in ihrem ganzen Troke dastand und von dem Turm das Banner der Junker von Rothenburg herabwehte, da mochte bei diesem Anblick wohl das Lied des Wanderers plötzlich verstummen, die Reisigen, welche Kaufmannsgütern durch das schmale Tal das Geleit gaben, ihre Waffen bereit halten und den Zug enger schließen.

Die Junker von Rothenburg hatten einen gar üblen Reumund und mancher Handelsherr konnte von der schönen Aussicht erzählen, die man droben von der Burg genießt. Nun, das Geschlecht derer von Rothenburg modert unter irgend einem unkenntlichen Leichenstein und an ihr zerfallenes Haus haben sich die Sommerfäden von mancherlei Sagen angeheftet. Statt des ritterlichen Banners leuchtet das Schild des blauen Engels ins Tal hinab und lockt mit unwiderstehlicher Gewalt.

Welcher Zauber in solchem Wirtshauschild steckt, das weiß niemand besser als die Söhne der Alma mater. Da sitzen sie in Hemdärmeln, die bunten Mützen auf dem lodigen Haupt, rings um den Tisch von weißem Tannenholz. Ein mächtiger Apfelbaum gibt ihnen Schatten. Die Röde, Wanderstäbe und Ränzel liegen durcheinander auf den Bänken und im Grase, wohin sie von den Eigentümern bei ihrer Ankunft in dem blauen Engel geworfen worden sind.

Es war ein schönes Plätzchen, das unter dem Apfelbaum. Der Wind spielte leise in der Blätterkrone über den Häuptern der jugendlichen Wanderer, um sie her summten die ewig geschäftigen Bienen, zu ihren Füßen funkelte das Tal in goldenem Sonnenlichte, erhoben sich ihnen gegenüber die waldigen Höhen. Wie ein riesiger Metallspiegel in der Sonne glänzte zur Linken ein schroff aufsteigender Grünsteinkegel, das nahe Städtchen Altenbach den Blicken entziehend. Um diesen vorspringenden Pfeiler herum drängte sich in einem scharfen Winkel der Gebirgsstrom, dessen Brausen, vermischt mit dem klänge geschäftiger Hämmer, heraufstönte. Maurer waren im Tal mit dem Bau einer steinernen Brücke beschäftigt und schon hoben sich die Pfeiler aus dem ungestümen Wasser. Das taktmäßige Klängen der Hämmer bildete mit dem Rauschen der Bogen, dem Summen der Insekten, dem Wispern des Windes in dem Laube des Apfelbaums eine liebliche Musik. Aber sie ward übertäubt von dem Schmollis und Fiduzit der Burschen, deren Lachen und Scherzen, dem Stampfen der Krüge auf den Tisch, dem Klappern mit den ainnernen Deckeln.

Der blaue Engel ward von den Musensöhnen eines dreimaligen Est\*) gewürdigt. Zudem war ja Altenbach, wo sie ihr Nachtquartier nehmen wollten, ganz nahe zur Hand, und wenn es fraglich erschien, ob das Altenbacher Bier den Vergleich mit dem von Rothenburg würde aushalten können, so war es zweifellos, daß in dem Städtchen keine Kellnerin zu finden sein würde wie Marie. Also Gründe genug, um den Augenblick zu genießen, wenn es dazu noch der Gründe für die Jugend bedarf.

Jeremias Petermann, der Wirt, stand in seinem Keller am Zapfen, aber er war nichts weniger als ein Jeremias oder ein Peter, sondern ein lustiger Mann in seiner Weise. Er hatte eine humoristische Ader und er begleitete jeden Kreidestrich, mit dem er an dem Faß die ausgeschenkten Krüge verzeichnete, mit einem trocknen Spaß. Marie, welche er zu seiner Hilfe von ihrer häuslichen Arbeit abgerufen hatte, schien kein Verständnis für seinen Humor zu haben. Es veränderte sich wenigstens in ihrem von der Sonne stark gebräunten Gesicht kein Zug bei den Späßen ihres Herrn. Als ob ihre Gedanken weit ab von der Gegenwart wanderten, mit einem Ausdruck, den man hätte geistesöde nennen können, wenn in ihm nicht ein leiser, ganz leiser Hauch von Träumerei bemerkbar gewesen wäre, so starrt sie bei den Bemerkungen des Wirts nur auf den schäumenden Strahl, der aus dem geöffneten Zapfen in die irdenen Krüge schoß.

„Sie bleibt halt immer das dumme Tierle. Was der liebe Herrgott doch allerhand für wunderliche Kreaturen geschaffen hat!“ murmelte Jeremias Petermann, indem er kopfschüttelnd dem Mädchen nachschaute, das rasch und doch mit einer gewissen Unsicherheit im Schritt nach dem Apfelbaum eilte und jedem mit einem leisen und eintönigen: „Wohl bekomms!“ den gefüllten Krug hinstellte.

O, es bekam den Studenten immer besser und ihre von Jugend- und Lebenslust bligenden Augen erkannten immer klarer, daß die ländliche Hebe, trotz ihrer ärmlichen äußeren Hülle, ein hübsches Mädchen sei. Die zärtlichen Gemüter gerieten in Wallung, und selbst diejenigen, bei denen der Gerstenstast die Wut philosophischer Disputation entzündete, schauten nichts weniger als philosophisch, wenn Marie in ihre Nähe kam. Marie aber verstand es, allen ihr zugedachten Liebeskosungen geräuschlos sich zu entziehen. Sie sah die zärtlichen nicht einmal an; nur wenn ihr einer etwas Schmeichelfastes sagte, blickte sie aus ihren braunen Augen mit unverkennbarer Verwunderung zu ihm auf.

Unterdesseu lugte Regine, des Wirtes einziges Kind, mit einem Humor, der nicht der ihres Vaters war, aus der großen Stube verstoßen in den Garten. Es befand sich mancher hübsche Bursche unter den Studenten, und Studenten waren seltene Gäste im blauen Engel. Regine spitzte verdrießlich den Mund. Es war im Hause noch mancherlei zu beschäiden, ja, mehr als sonst, denn der folgende Tag war ein Sonntag, und es schien Regine, daß sich Marie unter den Studenten viel länger zu tun machte, als die Bedienung erforderte. Die Diensthöten taugen alle nichts, dachte Regine mit einem zornigen Seufzer. Na, das fehlte noch, daß sie der dummen Gans den Kopf verdrehen! Schon wollte sie das Fenster öffnen, um Marie zur Arbeit ins Haus zurückzurufen. Doch plötzlich änderte sie ihren Entschluß, nahm rasch einen Krug von der Wand, wo noch eine ganze Menge an den Nägeln hing, und lief damit nach dem Felsenkeller.

„Ja, was willst denn Du auf einmal?“ fragte der Vater verwundert. „Hat die Mutter Durst?“

„Das nicht,“ versetzte die Tochter, „aber der Amtsrichter aus Altenbach sitzt wohl schon eine geschlagene Viertelstunde auf seinem gewohnten Platz im Garten, und die Marie muß ja schön tun mit den Studenten, da kann er verdursten, bis die ihm seinen Schoppen bringt.“

„Freilich, wenn die Marie mit den Studenten schön tut,“ sagte Petermann mit einem Zwinkern der Mundwinkel, „da verdienst Du Dir Gottes Lohn, wenn Du selbst dem Herrn Amtsrichter sein Bier in den Garten bringst.“

\*) Nach einer alten Tradition schrieb ein zehnter deutscher Ritter an die italienischen Kneipen, in denen es ihm besonders gefiel, ein ein- oder mehrfaches Est an; d. h. „hier ist gut sein!“

Der Amtsrichter Messhofer, welcher während der schönen Jahreszeit an jedem Sonnabendnachmittag zum Felsenkeller des blauen Engel hinaufstieg, war aber nur eben in den Garten getreten. Der stattliche, etwas beleibte Mann trocknete sich noch den Schweiß von der Stirn, als ihm Regine schon mit einem etwas gejierten Knix den schäumenden Krug hinsetzte.

„Ei, ei, Sie selbst bedienen mich heute, Fräulein Regine?“ sagte der Amtsrichter artig, und sie entgegnete, indem sie ein wenig beiseite trat, so daß sie den Tisch übersehen konnte, an dem die Studenten bedienten:

„Kann leider nicht immer die Ehr' haben, Herr Amtsrichter. Es gibt so viel im Haus zu tun, und Sie wissen, die Mutter ist zu nichts mehr gut.“

Der Amtsrichter fuhr sich noch einmal mit seinem roten seidenen Taschentuch über die Stirn und das im Staatsdienst kahl gewordene Haupt und griff dann nach dem Krüge.

„Ach, vortrefflich,“ murmelte er nach einigen Sekunden, indem er den Deckel seines Glases bedächtig schloß, „das tut wohl!“

(Fortsetzung folgt.)

## Moritz Lazarus:

### „Lebenserinnerungen“.

Von Ernst Kretowst.

„Das Andenken der Männer, in denen sich die Menschenhoheit lebendig geoffenbart hat, ist das beste Erbe, das wir aus der Vergangenheit und der Geschichte überkommen.“ Mit diesem Satze von Berthold Auerbach schließt Alfred Reich das Wortwort zu Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen.)

Wenn man diesen gewichtigen Großoktaband von 820 Druckseiten mit dem Notizstift in der Hand gelesen hat, so weiß man, welche ein bedeutender und herrlicher Mensch Lazarus gewesen sein müsse, auch wenn einem seine Schriften unbekannt geblieben wären. Denn der sicherste Gradmesser hierfür ist doch allemal: in welchem Lebensumtrieb jemand gestanden, in welchem Maße sein Geist, seine gesamte Persönlichkeit in die Weite gewirkt, der Wissenschaft neue Wegstrecken erschlossen, die Mitlebenden angezogen und befeuert hat. Ein solcher Mensch spiegelt sich in dem Kreise seiner Freunde und Feinde. Es genügt zu erfahren, wer und welcher Art sie waren, um zu wissen, welche Größe dem bezumessen ist, der ihren Mittelpunkt gebildet hat. Ein wirkliches Kunst- und Forschergenie gleicht einem Niesennagneten, der die schwersten Körper anzieht und festhält. Diese ihm innewohnende Kraft bedient sich wohl zuweilen auch äußerlicher Mittel, um zu rascher Herrschaft zu gelangen. Indessen wird sie noch weit öfter mißverstanden und angefeindet. Dies fatale Los ist noch keinem wahrhaft schöpferischen Geiste erspart geblieben. Ich brauche Beispiele hierfür nicht weit her zu holen. Die deutsche Kunst und Wissenschaft bietet weitläufig mehr Belege, als die einer anderen Nation. Auf dem Jahrhundertlangen Wege ihrer Entwicklung zeigt sie Marterl an Marterl. Ein durchweg glückseliges Dasein ist den allerwenigsten beschieden gewesen; und Moritz Lazarus gehört nicht zu ihnen. Um zu dieser Erkenntnis zu kommen, wird es notwendig sein, den Entwicklungsgang und Verlauf dieses an Wirkungen so unergleichlich reichen Gelehrtenlebens zu verfolgen.

Lazarus wurde als Kind jüdischer Eltern zu Jilchne (Posen) am 15. September 1824 geboren. Er konnte erst spät das Gymnasium besuchen, absolvierte dann aber in eindreiviertel Jahren die vier obersten Klassen. Die Klarheit, die hernach in allen seinen Schriften und Reden zutage tritt, wurde von ihm mit Recht als ein Erfolg der Klarheit, mit der er den ihm gebotenen Lernstoff erfaßt, bezeichnet. Die Gefahren des zu frühen Unterrichts hat er oft genug in seinen Vorlesungen hervorgehoben. „Wer reifer ist für das, was er lernt, wird, alles übrige gleich geseht, der bedeutendere Mensch werden. Wer mit sieben Jahren etwas aufnehmen soll, wozu die Reife von neun Jahren erforderlich ist, wird nie reif werden, wenn sich dies Verhältnis durch seine ganze Lehrzeit zieht; er wird den Schaden der ganzen Art, wie er seine Funktionen vollzogen, nie wieder ausgleichen können.“ Nach Absolvierung des Gymnasiums bezog Lazarus die Berliner Universität, um Philosophie und Sprachen zu studieren. Es war kein schönes Studentenleben. Im Sommer 1848 ist er Redakteur der Bürgerwehrzeitung, er unterrichtet Erwachsene und Kinder: Abraham Hochmuth, einen der hervorragenden Rabbiner Ungarns, im Lateinischen und Griechischen, den Vater der bekannten Berliner Porträtmalerin Betty Wolff im Französischen. Dies geht neben seinen weitverzweigten Studien her. Täglich z. B. widmete er sich mit seinem Bruder hebräischen Studien und ebenso regelmäßig las er jahrelang täglich im Plato. Aber das ist noch nicht alles. Denn schon im ersten Semester hält er fleißig öffentliche Vorträge. Er wählte die verschiedensten Themata und bereitete sich auf

dieselben eifrig und ernsthaft vor. Zunächst kam hierfür der Gutverein in Frage. Was es mit diesem Verein für eine Verwandnis hatte, erfahren wir von Lazarus.

„Anfang der vierziger Jahre, als die Hoffnungen der Berliner, der neue König Friedrich Wilhelm IV. werde endlich die heiß ersehnte und längst versprochene Verfassung geben, grausam enttäuscht worden, machte sich in der Bürgerschaft allerlei Streben kund, durch persönliches freies Auftreten zu demonstrieren und sich gegen altgebräuchliche behördliche Bevormundung und polizeiliche Einengung aufzulehnen. Diese Opposition hatte etwas Anstößendes, sonst ganz sanfte und gesittete Untertanen-seelen begannen zu rebellieren, man konnte es an allen Ecken und Enden beobachten. So war eines Tages im großen Kaffeesaal bei Kroll eine Gruppe junger Leute, die, unter den vielen Versammelten an einem Tisch beisammen, alle — ob durch Zufall oder Verabredung — den Gut auf dem Kopfe behielten. Andere Gäste remonstrierten gegen diese Neuerung und wollten sie nicht dulden. Es gab einen scharfen Streit, doch blieb es bei einem bloßen Wortgefecht. Ein Teil der Anwesenden hatte indeß für die Gut-Helden Partei genommen, und kurz entschlossen fand man sich sofort zusammen zur Gründung eines „Gutvereins“. . . Der junge Verein gedieh und gewann zahlreiche und begeisterte Anhänger; bald aber erkannte man, daß dieser lediglich oppositionelle Zweck zu eng sei, und der Verein machte politische und literarische Belehrung zu seiner Aufgabe.“ Um diese Zeit trat auch Lazarus ihm näher. Der Gutverein versammelte sich in einem hübschen Gartensaal des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters etwa zweimal in der Woche und ließ von jedem, der die Lust und das Zeug dazu hatte, Vorträge halten. Einer der meist begehrten Redner war der Studiosus phil. Moritz Lazarus. Zur Seite des Gutvereins bildete sich dann mit ernster, überwiegend politischer Tendenz der „Verein der Freimütigen“. Während der erstere bei der nun wirklich ernsthaft eintretenden politischen Bewegung von 1848 von der Bildfläche verschwand, geriet der letztere, dessen Name und ursprüngliche Tendenz manche Hoffnungen erweckte, allmählich immer mehr in das ungefähliche Fahrwasser eines rein literarischen und geselligen Amüsements.“

Als den liebsten seiner Lehrer bezeichnete Lazarus August Boeckh, den berühmten Philologen, der damals an der Berliner Hochschule wirkte. Von ihm erzählt er eine charakteristische Anekdote. Einmal wollte Lazarus mitten aus seinen Studien heraus Berlin plöcklich verlassen und eine Hauslehrerstelle in Oppeln annehmen, um das Geld zum Wiederaufbau des im Hause seiner Eltern in Jilchne eingestürzten — Schornsteins zu verdienen. Er trug Boeckh, der gerade Dekan war, die Sache vor und fragte, was zu tun sei, um die sechs Taler zu erpären, welche die Examtrikulation und später die neue Immatrikulation erforderten. Der alte Gelehrte ging erst eine Weile schweigend mit seinem Pfeifechen im Zimmer auf und ab und sann über den Kasus nach. Endlich stellte er sich vor den bescheiden Hartenden hin und schnauzte ihn an: „Gehen Sie doch bloß in die Ferien! — Daß Sie gleich ein halbes Jahr wegbleiben wollen, brauchen Sie uns ja nicht auf die Nase zu binden!“

Lazarus war von Anfang her „leidenschaftlich und doch äußerst besonnen“ bestrebt gewesen, sich eine universale Bildung eigen zu machen. In den ersten zehn Jahren, seit er ausstudiert hatte, bekleidete er kein Amt und keine Stellung. Die so gewonnene Zeit und Ruhe benutzte er, sich täglich nach seinem Ermessen in allerlei Literaturen umzutun. Sein ganzes Streben war auf Ausbildung und Ausgestaltung des völkcrpsychologischen Gedankens gerichtet. Dies Streben machte zugleich den vielseitigsten Umblid über alles Menschliche ebenso notwendig, wie die literarische Richtung auf Psychologie die analytische Forschung erforderte.

In diese Vorbereitungsjahre fällt sein für die Erforschung des geistigen Lebens der Gesamtheit grundlegendes Werk: „Leben der Seele in Monographien“, das mehrfach aufgelegt, in drei starken Bänden erschienen ist. Lazarus rechnet sich mit Vorliebe zu den Herbartianern. Auch Herbart betrachtete als Kern und Mittelpunkt aller philosophischen Arbeit die Psychologie, wie er denn der Begründer einer wissenschaftlichen Psychologie gewesen ist. Allein wie Herbart an Fichte, so hat Lazarus — sagt sein ihm befreundeter Schüler Alfred Reich — auch bereits als Student an den Grundprinzipien der Herbartischen Psychologie eine fast durchgehends negative Kritik geübt. Er ist Herbartianer, ähnlich wie sich Herbart selbst als Kantianer bezeichnet hat, und die Art seiner Kritik ist zugleich ein schönes Denkmal, das er dem Meister errichtet. Für Herbart seine Verehrung zu bezeugen, ist Lazarus nicht müde geworden. Und als es sich darum handelte, dem ausgezeichneten Philosophen und Pädagogen zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages (4. Mai 1870) in seiner Geburtsstadt Oldenburg ein Denkmal zu setzen, nahm Lazarus den innigsten Anteil an der Ausführung dieses Planes. Er war es auch, der als Würdigster befunden wurde, die Gedächtnisrede zu halten. Seinem Werke „Leben der Seele“ ist es nach dem Ausspruch E. von Sallwürls, eines der berufensten Herbartianer, zu danken gewesen, daß es der Psychologie Herbarts, die man schon zu vergessen angefangen hatte, und damit auch seiner Pädagogik, die eben damals wieder praktisch geworden war, eine erneute Beachtung verschaffte.

Will man wissen, welche eminenten Einfluß dieses Werk des Philosophen auf die Vertiefung und Bewertung psychologischer Probleme in Schöpfungen der zeitgenössischen deutschen Dichtung

\*) Berlin, Georg Reimer, 1906.

ausgeübt hat, so genügt es wohl, auf eine Reihe Poeten, wie Rückert, Keller, Heise, Spielhagen, Bodenstedt, Auerbach u. a. hinzuweisen. Raum einer — Noquette allenfalls ausgenommen — der nicht bei Lazarus Belehrung gesucht und gefunden hätte! Aufwichtige Verehrung, innigste Freundschaft hat die besten Geister mit dem allezeit zu Rat und Tat bereiten Mann verbunden. Und nicht bloß deutsche Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Politiker und Kunstsinige waren es. Mit Lazarus stand, so darf man sagen, alles, was zur geistigen Elite aller Kulturen zählte, in regem Austausch der Gedanken wie im warmherzigen persönlichen Verkehr. Er selbst hat es einmal — berichtet Alfred Leicht — als den größten Vorzug seiner Entwicklung bezeichnet, daß er so viele und vielseitige Beziehungen zu den verschiedensten Menschen und Kreisen gehabt habe. Und in der Tat, wenn man die Namensliste der Hunderte von erlauchten Geistern aller Völker, denen Lazarus in diesem Buche ein schönes Denkmal dauernder Erinnerung gesetzt hat, durchmustert, so stellt sich uns ein Pantheon dar, welches ein halbes Jahrhundert europäischer Kultur in deren höchsten Spitzen in sich schließt. Von seiner Persönlichkeit ergießt sich ein wunderbares Fluidum über alles und alle. Jegliche konfessionelle, politische, soziale und gesellschaftliche Schranke fällt, wo dieser einzige Mann und Gelehrte, sei es im Kreise gemüthlicher Geselligkeit, sei es als bezaubernder Redner oder humaner Helfer erscheint. Selten stehen Leben und Lehre so eng, so unzertrennbar fest mit einander in Einklang, wie bei Lazarus. Alles ist bei ihm Hingebung an die Gesamtheit: So nämlich hat er die Ethik und Völkerpsychologie erforscht, und so, aus derselben Quelle, sein Wollen und Handeln getränkt. Jede seiner Taten, hinter deren Glorionschein der Mann so unendlich bescheiden und so namenlos glücklich sich fühlend zurückzieht, ist des Beweiz.

Er war vielleicht der erste, der lange vor der Säkularfeier Friedrich Schillers die Anregung zur Begründung der Schillerstiftung gegeben; er war es, der für deren Verwirklichung unermülich durch Schrift und Rede gewirkt. Er war es, der den Lebensabend so manches verdienstvollen Schriftstellers durch namhafte pekuniäre Zuwendungen verschönern half. Es sei da an sein nachträgliches Eingreifen für die Erhaltung des Nüderertischen Heims nach des Dichters Tode erinnert. Nur Moritz Lazarus hatte Theodor Fontane als er 1780 in Frankreich, der Spionage verdächtig, gefangen genommen war, seine Befreiung zu verdanken. Daß der biedere märkische Dichter hernach in seinem nahezu 300 Seiten umfassenden Buche „Kriegsgefangen“ nicht einmal den Namen seines Retters genannt hat, war gewiß kein schöner Charakterzug. Um so heller erstrahlt Lazarus' Edelmut, wenn wir nun durch den Mund seiner Witwe Rahida erfahren, daß dieser niemals über jenen Mangel an dankbarer Gesinnung ein Wort verloren. Als in den siebziger Jahren eine infame antisemitische Heße begann, deren fanatische Spitze gegen Auerbach, Lazarus u. a. gerichtet war, da antwortete dieser (1880) in einer Schrift „Was heißt national?“, in welcher er von großen edelsten Gesichtspunkten aus diese schwebende Frage erwoog und behandelte. Ernest Renan (Paris) griff das Echo davon in einem 1882 im März in der Sorbonne gehaltenen Vortrag: „Qu'est ce qu'une nation?“, auf, verschwieg aber, daß sich dieser völlig auf die vorhin erwähnte Broschüre des deutschen Philosophen stützte. Was tat nun Lazarus, als man ihm dies aus Paris schrieb? Er freute sich, daß Renan Propaganda nicht für seinen Namen, sondern für seine völkerpsychologischen Gedanken machte . . . . .

Gleich nach Erscheinen der ersten zwei Bände des Werkes „Leben der Seele“ hatte Lazarus im Verein mit H. Steinthal die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ ins Leben gerufen, die dann, nach zwanzigjährigem Bestehen (1891) von Weinhold übernommen und unter dem Titel „Zeitschrift für Volkskunde“ weitergeführt wurde.

Ende der fünfziger Jahre fällt auch Lazarus' Bekanntschaft mit Ferdinand Lassalle. Es war 1857, anlässlich des Festes des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der von Joseph Lehmann begründeten Zeitschrift „Magazin für die Literatur des Auslandes“. Hierzu war auch Lassalle geladen. Seine eigenartige und anziehende Persönlichkeit, die später selbst einen Bismarck zu gewinnen wußte, seine Abenteuer, seine fortwährend wachsende Tätigkeit zur Ausgestaltung des deutschen Sozialismus, nebenher sogar die fieberhafte literarische Beschäftigung usw. hatten aller Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Zudem erzählte man sich von dem persönlichen Eintreten Böckhs beim Minister des Innern gegen Lassalles drohende Ausweisung. Der alte Gelehrte scheute sich nicht, für den jungen Agitator energisch Partei zu nehmen — der Gerechtigkeit wegen. Freilich schätzte er ihn schon wegen seines Buches über die Philosophie Heraklits, durch seine persönliche Bemühung machte er die Ausweisung rückgängig . . . Ich kannte Lassalle wohl von Ansehen, hatte ihn aber noch nicht gesprochen; dieser ging mit einem alten gemeinsamen Bekannten, dem Abgeordneten Franz Dunder, lebhaft gestikulierend auf und ab. Ein schönes Männerpaar, beide gleich hoch gewachsen, Dunder mit dem wallenden Bart und Haupthaar, Lassalle, noch stattlicher, eine elastische, imposante Erscheinung. Wenn man in sein Gesicht sah, erkannte man sofort die außerordentliche innere Bewegung in diesem Kopfe, der eine seltene Vielseitigkeit der Inhalte bis zu schöpferischer Produktion in sich verarbeitet. Während ich nun gerade mit Lehmann plauderte, trat Lassalle heran und ließ sich vorstellen. Von da ab unterhielten wir uns eingehend, indem wir zunächst unsere Verwunderung austauschten, welche an das damals neueste

Werk von Lassalle „Ueber das Recht der Westgothen“ sich knüpfte. Ich war nämlich verwundert, daß der klassische Philologe, der über Heraklit geschrieben, sich bis an die Säulen des Perikles begeben, um dort Licht über das Rechtsleben zu verbreiten; und er seinerseits war verwundert, daß ich mit der ganzen Materie nicht unbekannt schien. Wie sehr die Auflösung dieser Verwunderung das Gespräch ins Hohe und Weite führte, ist offenbar. . . . „Dem „Hutverein“ ist Lassalle niemals näher getreten — er hatte stets nur den vierten Stand im Auge.“

In jenen Jahren hielt Lazarus im Verein „Nülli“ sowie in einem „Verein junger Kaufleute“ einige Zyklen von literarischen Vorlesungen.

Seit 1860 wirkte er als Professor in Bern, und 1868 wurde er in gleicher Eigenschaft an die Berliner Kriegsakademie berufen. Diese Tätigkeit dauerte indes nur vier Jahre. Die Direktion hatte gewechselt; und der neue Leiter, ein General von Ollech, hatte es auf Beseitigung des jüdischen Gelehrten abgesehen. Da aber Lazarus angesichts seiner bedeutsamen Erfolge wie seines Ansehens nicht so ohne weiteres bereitigt werden konnte, so griff Ollech zu dem Mittel, die philosophischen Vorlesungen einfach aufzuheben. Nur diese aller Höflichkeit bare Nachricht, aber nicht ein Wort der Anerkennung oder des Dankes ließ er dem berühmten Gelehrten übermitteln, dem er, „um seiner Pflicht zu genügen, zufolge Befehls anheimstellt, noch ein Jahr das Honorar an der Kasse zu empfangen.“ Dies Anerbieten lehnte Lazarus lakonisch ab. Daß die zur Kriegsakademie kommandierten Offiziere nicht gegen diese schöne Entlassung ihres verehrten Lehrers reagieren durften, liegt auf der Hand. Aber auch der Kaiser und der Kronprinz erklärten sich außerstande, in der unerquidlichen Angelegenheit eine Aenderung herbeizuführen. Der Jude mußte eben dem antisemitischen Gelüste zum Opfer fallen! Lazarus erhielt dann 1873 die Ernennung zum ordentlichen Professor honorarius in der philosophischen Fakultät der Berliner Universität. Ihr hat er bis zu seinem am 13. April 1903 erfolgten Tode angehört.

„Treu und Frei“: das war so recht die Devise seines lautereren Wesens. Von ihm zeugen diese „Lebenserinnerungen“ und es ist das Verdienst seiner in Meran lebenden Witwe, der auch als Schriftstellerin geschätzten Rahida Remt, jene Aufzeichnungen und Gespräche der Wit- und Nachwelt überliefert zu haben.

Von seinen sonstigen Schriften sind noch zu nennen: „Ursprung der Sitten“, „Ideen der Geschichte“, „Zur Lehre von den Sinnes-täuschungen“, „Ein psychologischer Blick in unsere Zeit“, „Rede auf Gerbari“, „Erziehung und Geschichte“, „Ueber die Reize des Spiels“, „Schiller und die Schillerstiftung“, „Treu und Frei. Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judentum“.

## Kleines feuilleton.

Der menschliche Erfindungsgeist im Jahre 1906. 65 Staaten der Erde haben bis heute Geseze zum Schutz von Erfindungen eingeführt und vergeben demzufolge Patente. Soeben ist nun von der Regierung der Vereinigten Staaten eine statistische Uebersicht veröffentlicht worden, die ziffernmäßig die in all diesen Ländern während des Jahres 1906 ausgegebenen Patente namhaft macht. Obgleich es ohne Zweifel verfehlt wäre, den Erfindungsgeist der einzelnen Nationen nach dem Maßstab dieser Ziffern abzuschätzen, so geben sie doch einen gewissen Anhalt für die Beurteilung des Anteils der verschiedenen Völker an den Fortschritten von Industrie und Technik und sind zum mindesten für sich allein interessant. Einen zweiten Vortprung vor allen Ländern in der Zahl der Patente haben selbstverständlich die Vereinigten Staaten, denn es ist genugsam bekannt, daß die Amerikaner an Quantität, obgleich nicht auch unbedingt an Qualität der Erfindungen alle anderen Völker hinter sich lassen. In den Vereinigten Staaten wurden im vorigen Jahre insgesamt 849755 Patente genommen. An zweiter Stelle in dieser Liste steht Frankreich mit 385689, an dritter Großbritannien mit 260404, an vierter Belgien mit 203292; Deutschland folgt erst an fünfter Stelle mit 197873 Patenten, und das beweist wohl am besten, daß diese Ziffern keine zuverlässigen Schlüsse auf die tatsächliche Beteiligung der Nationen an industriellen und technischen Erfindungen gestatten. Abgesehen davon, daß in Deutschland der Patentschutz neben den Patenten eine große Rolle spielt, ist auch zu berücksichtigen, daß die Zahlen in den einzelnen Ländern auch einen größeren oder geringeren Teil von ausländischen Erfindungen umfassen. Um die Liste weiter zu verfolgen würde nach Deutschland Kanada mit 106218 Patenten zu nennen sein und weiterhin Oesterreich-Ungarn mit 82933, Italien mit 79703, die Schweiz mit 36697, Spanien mit 35900, Schweden mit 24726, Rußland mit 17868, Norwegen mit 17479 und Japan mit nur 11349 Patenten, während alle anderen Staaten noch geringere Ziffern aufweisen. Die Gesamtzahl der am 31. Dezember 1906 gültigen Patente wird auf 2626947 angegeben.

### Literarisches.

Joris Karl Gysmans ist, wie bereits kurz gemeldet, am Sonntag in Paris gestorben. Er war eine der eigenartigsten Erscheinungen des neueren französischen Schrifttums, der Begründer einer Richtung, deren Einfluß sich eine Zeitlang auch im Auslande geltend gemacht hat. Er war vom Naturalismus ausgegangen, aus der Gemeinde, die sich um Emile Zola sammelte. Er hat auch zu der berühmten Sammlung „Abende von Médon“ einen Beitrag ge-

iefert. Wie Maupassant, Descabes, Paul Margueritte und die meisten anderen schwindet er von der Schule ab, die ja schließlich auch der Meister selbst in seinen idealistischen Gesellschaftsromanen seiner letzten Epoche verlassen hat. Guymans allerdings wählte eine besondere Richtung. Sein Pessimismus schlug in religiöse Mystik um. Diese Wendung zeigte sich im berühmtesten Roman Guymans „A rebours“ an, dessen Held Des Esseintes an einem zum pervertierten Raffinement gesteigerten Genüßleben leiblich und seelisch zugrunde geht. Die *Brumetiere* vom naturwissenschaftlichen Positivismus zur positiven Religion überging, so rettete sich Guymans aus dem materialistischen Skeptizismus in einen schwärmerischen Katholizismus. 1892, acht Jahre nach dem Erscheinen seines Bekennnisromans trat Guymans, der bis dahin ein kleiner Ministerialbeamter gewesen war, in ein Trappistenkloster ein. Die Merikalen taten sich auf diese Belehrung natürlich sehr viel zugute, indes erfüllte der reuige Sünder nicht ganz die Hoffnungen, die sie auf ihn gesetzt hatten. Zwischen einer beschaulichen Passivität und künstlerischem Wilderdrang hin und herschwankend, verleugnete er seine Abneigung gegen die Politik auch nicht gegenüber dem politischen Geschäftstriebe des Ultramontanismus. In einer, wohl aus Mittelalter anempfundenen Mariananbetung verharrend, vertauschte er in der Folge das Klosterleben mit einem Einsiedlerdasein in Klostersnähe, ohne Verkehr und Ginst der Großen der Kirche zu suchen. Seine späteren Werke: „En route“ („Auf dem Wege“), „La - Bas“ („In der Tiefe“), „La Cathédrale“, „L'Oblat“, die „heilige Cydonie von Sجدان“ sind Dokumente dieser mühseligen Stimmung, die sich zu ihrem Ausdruck eines symbolischen Stils bedient. Guymans letztes Werk „Les Foules de Lourdes“ („Die Scharen von Lourdes“) haben durch die darin hervorgetretene Abneigung gegen das massenhafte Wundergeschäft des Wallfahrtsortes den Aerger der Merikalen erweckt. Indes ist der Autor, den eine grausame Krankheit langsam verzehrte, „Christlich gestorben“ und die Menge der schriftstellerischen Talente des Katholizismus ist auch in Frankreich, wenngleich hier unergleichlich bedeutender als in Deutschland, nicht groß genug, um allzuviel Strenge der Prüfung von Herz und Nieren zu gestatten. — Guymans ist 59 Jahre alt geworden. Mit ihm ist der bedeutendste Künstler der französischen Dekadenten vom Schauplatz abgetreten. Sein Talent war stark genug, um ihm die Aufmerksamkeit auch dann noch zu sichern, als die von ihm eingeführte literarische Mode überwunden war — stark genug, um auch den Anteil überleben zu lassen, den spleen und eine gesuchte Wizarterie an seiner merkwürdigen Erscheinung gehabt haben mögen.

### Physikalisches.

Ueber die Lebensdauer der radioaktiven Elemente. Das Bild von der Abstammung des Radiums ist nach Dr. F. Stähli („Apotheker-Zeitung“) das folgende. Als Muttersubstanz ist das Uran anzusehen, das schon in den ältesten Perioden der Urgeschichte der Erde als Element existiert haben muß. Aus ihm entwickelte sich dann im Laufe der Zeit das Radium gewissermaßen als Zerfallsprodukt, und diese Umwandlung geht auch heute noch vor sich und wird so lange dauern, als überhaupt noch Uran vorhanden ist. Fortwährend bildet sich also aus der Ursubstanz, dem Uran, mittelbar, d. h. unter Durchlaufen einer oder zweier Zwischenstufen, neues Radium, und dieses Radium zerfällt dann weiter, nachdem es circa 2000 Jahre als beständiges Element existiert hat, in Emanation und die verhältnismäßig rasch aufeinander folgenden Stufen A, B, C, D, E und F. Nach ungefähr 58 1/2 Jahren ist dieser Zerfallsprozeß beendet, und es bleibt ein vermittelich inaktives Endprodukt übrig, dessen Natur wir heute noch nicht kennen. Rutherford glaubt, daß dieser letzte Sprößling des Stammbaumes das Blei sei. Es werden aber erst noch Jahrzehnte vergehen müssen, bis es gelingen wird, den direkten Beweis für die Richtigkeit dieser Vermutung zu liefern. Am ehesten wird man wohl zum Ziele kommen, wenn man festzustellen sucht, was sich für ein chemisches Element aus reinen Radiotellurpräparaten (Radium F) im Laufe der Zeit bildet.

### Sumoristisches.

#### Anti-Haedel

Und die Maus haßt ihre Falle,  
Und der Lär der Christenbund —  
Aber stärker haßt als alle  
Reinke den Monistenbund.  
Reinke wirkt als Schützer, Ketter  
Deutscher Seelen. — Donnerwetter. —

Einem Großen (und Kollegen)  
Wirft er sich zu lähnem Strauß  
Mit der Feder nicht entgegen,  
Sondern mit dem Herrenhaus.  
Wie einst Päpste Steyer Bieten,  
Wächt' er ihn komplett verbieten.

Eisern-geifernd, mit Geberden,  
Sprüht er frommen Nahe-Gischt.  
Studt, mein Studt, was will das werden?  
Lust du in der Sache nicht?  
Meng' dich in die Bundesstaaten!  
Läß den Haedel endlich braten!

(Alfred Kerr im „Tag“.)

— Aus Schülerauffähen. Der Student legt Eier und glaubt damit seinen erlterlichen Pflichten Genüge geleistet zu haben.  
Der Hering pflanzt sich wegen seiner Beliebtheit mit unheimlicher Geschwindigkeit fort.  
Man darf kein Tier quälen, außer es ist tot.  
Die Eintagsfliege lebt immer von einem Tag auf den andern.  
Die Fische sind deshalb stumm, weil ihnen beim Sprechen das Wasser in das Maul laufen würde.

(„Lustige Blätter.“)

### Notizen.

— Die Marcell Salzer-Abende im Kleinen Theater werden am Sonnabend mit einem Finaler von Raoul Auernheimer eröffnet. Hierauf wird Marcell Salzer eine Reihe von heiteren Dichtungen in Vers und Prosa vortragen. Den Abschluß wird Hans Brennerts Burleske „Die Hasenpote“ mit Marcell Salzer in der komischen Hauptrolle bilden.

— Opernaustausch. Die deutsche Opernpolitik, die mit dem Operngastspiel des Spielersfürsten begann, wird zur weiteren deutsch-französischen Annäherung einige Werke des französischen Komponisten Massenet in der Berliner Hofoper in Szene gehen lassen. „Herodias und Theresé“ sollen dafür in Aussicht genommen sein. Es scheint, daß die ausländischen Opern und die Nachahmungen ausländischer Schwänke als weniger gefährlich für das deutsche Volksgemüt eingeschätzt werden. Aber an ausländischer Malerei darf sich ein braver Untertan nicht erfreuen. Kapitel Rimmsteinkunst. Außerdem eignen sich Bilder nicht so sehr zu pompöser Inszenierung.

— Hebbel, Lauff, Erler. Die freiwilligen Mugnieher und die von Amts und Lehns wegen getreuen Anhänger kaiserlicher Westheil haben schwere Tage. Während der Wiesbadener Festspielzeit sind ihre Rezepte ziemlich derangiert worden. Daß Lauff ob seiner „großzügigen, schönen und reichen Sprache“ belobt wurde und die verdiente Ordenserhöhung erhielt, verstand sich. Die Affäre mit dem Münchener Maler Erler ist schon weniger klar. Ist er ganz in Ungnade gefallen oder nur mit dem kleinen vorübergehenden Hofbann belegt, das ist die Frage. Die Gebärdenspieler sind eifrig an der Arbeit, das Problem zu lösen. Die einen versichern, der Kaiser sei kein Gegner der modernen Malerei, er würde auch der Kunst Erlers eine Gasse bahnen. Sie sei ihm nur noch zu neu. Andere versichern, auf ebenso gute Quellen sich stützend, alle möglichen Versuche seien gemacht worden, den Kaiser noch einmal zum Anschauen der mißfälligen Fresken im Mischelsaal des Wiesbadener Kurparks zu bewegen. Umsonst. Wer hat nun recht?

Und nun erst der Fall Hebbel! Der Kaiser soll gesagt haben: Unsere Theater sollten weit mehr die Hebbelschen Dichtungen pflegen. Wie stimmt das mit seiner sonstigen Vorliebe für Charleys Tante, Sherlock Holmes usw. Bei der dermaligen Hitze könnten die Hofästhetiker bedenkliche Zustände bekommen, wenn nicht bald Klarheit geschaffen wird. Möge der „Reichsanzeiger“ authentische Aufklärung bieten, oder wir schieben für nichts ein.

— Anzengruber auf dem Index. Ein Schliersee Bauerntheater gastiert im heiligen RöIn und gibt, was löblich ist, neben den Spektakelstücken der Bauerntheater die echte und tiefe Volkskunst Anzengrubers. Darunter auch den „Pfarrer von Kirchfeld“. Die schwarzen Blätter, voran die „Adm. Volkszeitung“, die doch sonst sich von dem durchschnittlichen literarischen Tiefstand der gottvolken Presse abzuheben verücht, suchen den unangenehmen Anzengruber auf eine eigenartige Weise aus der Welt zu schaffen. In den Zusetaten wird „Anzengruber konsequent gestrichen, wenn aber am gleichen Theater die „Lustige Witwe“ gespielt wird, so darf sie unbehelligt ihre offenbar sehr sittlichen Lodungen im Anzeigenteile entfalten. Das ist übrigens von jeher ein bewährtes Prinzip der Frommen gewesen: die Lebemannerei und die verdammenden Kippelkünste zu fördern, aber die wahrhaft sittliche Kunst, die ihre Interessen gefährdet, zu verdammen und zu unterdrücken. Auf die Art erweisen sie dem echten Kunstwesen — unbewußt und widerwillig — ihren Respekt.

— An Max Stirners Geburtshaus in Wahrenth wurde auf Anregung F. H. Radahs, des Stirner-Herausgebers und -Biographen, eine Gedenktafel angebracht. Sie trägt auf schwarzem schwedischem Granit die Inschrift: „Dies ist das Geburtshaus Max Stirners \* 25. Oktober 1806.“

— Ein herrliches Werk griechischer Kunst wurde vom italienischen Staate für das römische Thermenmuseum angekauft. Es ist die Statue einer Priesterin oder eines opfernden Mädchens, die 1878 in Anzio an der römischen Meeresküste auf dem Gute des Fürsten Lanzelotti, dem Terrain einer Villa Nero's, vom Sturme freigespült wurde. Die meisterliche Figur aus der hellenistischen Zeit wird mit der reifen Kunst Phsypps in Verbindung gebracht. Sie wird als schönste und vollendetste Vertreterin griechischer Kunst in Italien bezeichnet. Der Besitzer, dem ein Zufall das kostbare Werk schenkte, erhält 450 000 Lire. Und man ist noch froh, daß er es nicht für mehr Geld nach Amerika verkauft hat.